Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 36

Artikel: Gespenstergeschichten aus Bern [Fortsetzung]
Autor: Correvon, Hedwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648014

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A. Müllegg hat aus dem Berner Montmartre manche schöne Arbeit zur Ausstellung geschickt, wie wir sie unter anderem auch bei Lenz ausgestellt gesehen haben.

T. Ciolina, charakteristisch durch seinen Strich und Farbe, beweist in den Arbeiten, ausgestellt beim Photohaus Kunz, seine eigene Richtung und seine eigenartige Auffassung.

Bei Pappé möchte man meinen, daß Musik bildhaft dargestellt ist. Leo Deck hat in seinen dort ausgestellten Arbeiten wirklich einen Punkt erreicht, den er schwer zu überbieten haben wird. In der Auswahl der Motive und in der Ausarbeitung fügen sich die Arbeiten sehr ansprechend ein.

Zur Ausstellung des heimatlichen Gewerbes in Holz bei Wwe. Christeners Erben wirken die Arbeiten des E. Prochaska eher etwas zart, sind aber von sehr guter Wirkung in der Art und Ausführung. Die Arbeiten des P. Colombi beweisen ihre Qualität auch ohne irgendwelches Zutun. Die gezeigten Bilder bei Hans Thiersteins Wwe. zeigen schon von vornherein, daß sie in guten Händen sind und geschätzt werden.

Die Central-Apotheke W. Volz & Cie. hat die Arbeiten H. Nyffelers ausgestellt, die sehr schön zur Geltung gelangen. Die Seelandschaft ist sehr gut erfaßt; es fehlt nur, wie sich Herr Volz als passionierter Segler ausdrückt, noch der nötige Wind, der einem in den Arbeitsstunden die schönen Seefahrten vorgaukeln würde ...

Die Kramgasse wirkt wieder einmal durch ihre Tat, mit Hilfe welcher sich Kaufmann und Künstler gegenseitig aushelfen. Hoffen wir, daß Kunst und Künstler auch nach der Ausstellung den Weg zum Kaufmann finden werden ... Dok.

Gespenstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Correvon

Der Bernhardiner in den Lauben.

Wenn alles schläft, durchwandert ein großer Bernhardinerhund die Lauben der Stadt. Die Fledermäuse verstecken sich, wenn sie das Tier sehen, in einem Türrahmen oder in einer Fensternische, und jeder Hund, der ihm begegnet, verkriecht sich mit furchtsam eingezogenem Schwanz. Der Bernhardiner sei der Gespensterhund, sagen die Leute, und wenn man ihn anrühre, und sei es auch liebkosend, so sei man innert drei Tagen eine Leiche.

Ein junges Mädchen wußte, wann der Bernhardiner durch die Lauben lief. In solchen Nächten stand es auf und ging in die Lauben hinunter. Seine Mutter, die ihm heimlich folgte, sah, wie es neben dem Hund herlief und seine Hand liebkosend über Kopf und Rücken des Tieres strich. Dankbar blickte der Bernhardiner zu ihm auf. Die drei Tage vergingen, und dem Mädchen war gar nichts geschehen. Seine Hand hätte ins Leere gegriffen, erzählte es seiner Mutter, wie es den Hund gestreichelt hätte. Das aber war das Geheimnis, das das junge Mädchen umschwebte: es gehörte zu den glückhaften Menschen, in deren Händen sich alles in Gold verwandelt und deren Füße Schmutz durchwaten können, ohne etwas von ihrer Reinheit einzubüßen.

Ich brauche keine Zeitung mehr.

Es war zur Zeit des Weltkrieges. Die einzige Verbindung zwischen der in neutralem Lande weilenden Tante und ihrem an einer Front kämpfenden Neffen blieben die Zeitungen, die erstere dem jungen Mann sandte. Eines Nachts erwachte die Tante hell auf. Vor ihr stand eine junge Gestalt. „Ja, was ist denn?" frug die Frau. Da legte der Mann den Finger auf den Mund. Er hob die Decke des Bettes auf und schlüpfte unter die Decke. Die Frau machte ihm erschrocken Platz. Da schob er sich noch mehr gegen die Mitte des Bettes. „Mich friert", sagte er. Da sah die Frau, daß der Mann eine schmutzige Uniform trug und an seinem Rücken ein schwerer Tornister hing. Sie schrie auf: „Das bist ja du, mein Neffe?" „Mich friert", sagte der junge Mann noch einmal. „Tante, decke mich zu. Ich danke dir für alles. Ich brauche keine Zeitungen mehr."

In der nämlichen Nacht, zur selben Stunde schlug ein Geschoß den jungen Mann an der Westfront tot.

Ein Strahl des Lichts.

Von dem glücklichen Hochzeitspaar, das über das Meer seine Hochzeitsreise machte, waren wieder Nachrichten eingelangt: alles strahlte, die Natur, die Sonne, die Freude. Und des Nachts schlief die Mutter der jungen, schönen Frau im Gedanken an ihre glücklichen Kinder. Da fuhr sie plötzlich auf: ein Lichtstrahl drang durch die dichten, schweren Vorhänge und fiel auf den Tisch. Und hell flammte ein dort stehender Schild auf und die Mutter las ganz deutlich seinen Spruch: Dein Wille geschehe! Einige Sekunden lang blieben die Buchstaben im Lichte. Dann sanken sie langsam in die Finsternis zurück. Nichts weiteres hatte der Strahl des Lichtes beschienen als gerade diesen Spruch.

Am nächsten Tage brachte der Telegraph die Meldung, daß zur selben Stunde das Schiff unterging und die Wasser des Meeres das glückliche Paar verschlangen.

Eine Wolkengestalt.

Die eine Schwester war in der Schweiz geblieben — die andere zog es vor Jahren nach Amerika. Keine Nachricht zwischen den Geschwistern seit langem — gegenseitig war man sich aus dem Sinn gekommen. Das Leben lachte mit all seinen Hoffnungen und Erwartungen: was brauchte es da Gedankenaustausche?

In einer Nacht wachte die in der Schweiz gebliebene Schwester auf, und es war ihr, als hätte sie gar nie geschlafen. Ihre Sinne waren klar, ihre Augen nicht verdunkelt. Da, was war das am Fuße des Bettes? Eine Gestalt, die wie aus schwarzen, krausen Rauchwolken zusammengesetzt erschien. Es war die einer jungen Frau. Aber wie? Das mußte doch jemand aus der Familie sein? „Bist es du?" schrie die Schwester auf, denn plötzlich kam ihr der Gedanke: das muß die Schwester in Amerika sein. Noch eine Weile blieb die Figur bewegungslos stehen. Dann fingen die Wolken sich an zu bewegen: sie fielen ineinander, zerflossen im Schein des Mondes, lösten sich auf. Nichts mehr war zu sehen — leer war die Stelle, an der die Gestalt soeben gestanden.

Nach zwei Tagen traf die Nachricht ein, daß vor vierzehn Tagen der Tod die Schwester in Amerika hinweg gerafft hätte. Schwebten ihre letzten Gedanken über die Meere zu ihren Angehörigen?

Auf dem Friedhof.

Eine Frau besorgte auf einem Friedhof in der Nähe von Bern die Gräber. Da sah sie eine Frau sorgsam drei Handvoll Erde vom frischen Grabe eines ob seiner Rechtlichkeit bekannten Mannes wegnehmen. Alles Fragen war vergeblich. Erst nach einiger Zeit legte die Frau ein Bekenntnis ab. Eine Nachbarin hatte sie um Hilfe gebeten. Da ging sie auf den Friedhof hinaus, um vom Grabe des am Freitag Beerdigten drei Hände voll

Erde zu holen. Eben weil sie von der letzten Stätte eines braven, energischen Mannes stammte, hatte dieser Härd große Wirkung — Erde von Frauen- oder Kindergräbern, oder von Personen, die in ihrem Erdenleben ihre Pflichten nicht erfüllten, ist gänzlich nutzlos. Sorgsam trug die Frau die Erde in den festgeschlossenen Händen nach Hause. Nichts durfte sie sprechen, keinen Gruß erwidern, und auch nicht zur Seite oder rückwärts blicken. Sie merkte, wie die Erde in ihrer Hand sich zu rühren und bewegen begann. Zu Hause legte sie sie sorgsam in eine Ecke: „Du mußt mir helfen", sprach sie immer wieder zum Erdhäuflein. „Du mußt mir helfen."

Die Frau, die ihrer Nachbarin auf diese Weise beistehen wollte, ist unter großen Kämpfen gestorben. Wer an die unsichtbaren Kräfte langt, hat einen harten Tod. Man hatte die Frau bereits vergessen. Da sah die Frau, die noch immer Gräber besorgte, eine schwarze Frauengestalt von einem Grab zum andern schreiten. Das war ja die Verstorbene! Sie setzte nicht etwa einen Fuß hinter den andern und ging so durch die Gräberreihen: nein, sie glitt durch die Luft, knapp über dem Boden hin. Alle Pforten zum Friedhof waren geschlossen. Die Frau trug die Schlüssel auf sich. Wie also war die Gestalt hier herein gekommen? Da, plötzlich war die Erscheinung verschwunden. Die Frau blickte zum Friedhoftore hin: da sah sie die Gestalt durch die Stäbe hindurch schlüpfen.

Eine Stunde später kehrte die Frau in die Hütte zurück, in der sie ihr Werkzeug aufbewahrte. Da sah sie die Schlüssel des Friedhofes hier an einem Nagel hangen. Und in einer Ecke kauerte eine schwarzgekleidete Frau. Das war die Erscheinung, die sie auf dem Friedhof gesehen! „Ja, ja", stammelte die Frau, „was habt Ihr auf dem Friedhof gemacht? wie kommen die Schlüssel hieher?" Und ihr Herz schlug vor Schrecken bis an den Hals hinauf. Da zischte es plötzlich auf: ein Schwefelgeruch verbreitete sich im Raum. In dichten Nebel gehüllt stand die schwarze Frau da. Und ihrer Hand entglitt dunkle Erde.

Fortsetzung von Seite 877: **Vor 50 Jahren.**

bald versorgt und nachdem Alle Platz genommen, knallte Jakob mit der Peitsche und hinaus ging's in den frischen Morgen. Unterwegs trafen sie viele Bekannte, dichter und dichter wurde der Zug der nach der Stadt fahrenden Fuhrwerke und Jakob war froh, als er im „Sternen" für sein „Lisi" und das Fuhrwerk noch ein Plätzlein gefunden hatte.

Lisi, die älteste, war nicht in der rosigsten Gemüthsverfassung. Christian hatte sich in den letzten Tagen gar nicht mehr gezeigt und wie sie hörte, habe er sich in eine Gruppe des Volksfestes anwerben lassen. Diesen Hochmuthsteufel, der offenbar in Christian gefahren sei, wolle sie ihm dann schon austreiben.

Jakob Knuchel pilgerte gleich nach seiner Ankunft in Bern nach dem Festplatz und es wurde der Frau ganz bange, als sie in den Völkerstrom gerieth, welcher sich von der Stadt nach dem Kirchenfeld wälzte. Die Preise der Plätze machten dem Jakob etwas Magenweh, aber er sagte sich, er müsse doch Sitzplätze nehmen, das lange Stehen möge er nicht mehr vertragen, und die beiden Aeltesten, Hans und Lisi, könnten die Kosten aus ihren Sparhafen bestreiten.

Mit Hülfe der Ellbogen arbeitete sich Jakob ziemlich rücksichtslos bis zur Kasse durch und dort postirte er sich hin wie Einer, der nicht so bald wieder vom Platze zu weichen gedenkt. Er setzte nun dem Kassier auseinander, warum er keinen Stehplatz nehmen könne, auch der Sitzplatz dürfe nicht allzu weit entfernt sein, da es mit seinem Gehör nicht mehr am besten stehe, der Professor habe ihm gesagt, das Trommelfell sei zu dick; so hätte Jakob noch lange fortgefahren, wenn ihn nicht der ungeduldige Kassier aufgefordert hätte, seine Plätze zu kaufen und mit seinem dicken Trommelfell den andern Leuten Platz zu machen.

Mit guten Billets versehen, suchte Jakob mit seiner Familie sogleich die Plätze auf; bald erdröhnte der Kanonenschuß und das Festspiel nahm seinen Anfang. Nach der ersten Gruppe meinte Jakob: „Nei, nei, das isch nid müglech, nei, wie isch das schön." Anfangs hatte er sein abgegriffenes Festheftmanuscript zur Hand genommen. Als dann aber die gedruckten Festhefte herumgeboten wurden, kaufte er sich schnell ein solches und ein zweites seiner Frau, sie solle da nachlesen, etwas so Schönes sehe sie ihrer Lebtag nicht mehr. Nun folgten die malerischen Kriegsbilder Laupen, Murten, dann die Reformation, das Grauholz, bis endlich der Schluß kam, das Vaterlandslied ertönte, in welches die Männer stehend und entblößten Hauptes einstimmten. Jakob Knuchel verrührte sich nicht vom Platze, so daß seine Frau dachte, er sei doch ein trockener Trappi, daß er jetzt nicht einmal aufstehe und mitsinge. Der gute Jakob hätte gerne mitgesungen, aber er hätte keinen Ton herausgebracht, so war er ergriffen und wie Bächlein liefen ihm die Thränen über die Wangen. Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß man etwas so Schönes machen könne, meinte er und begeistert rief er aus: „Es geit doch nüt über üses schöne Bärnerländli und über üsi schöni Schwyz." Frau Knuchel gab ihm einen sanften Stoß und sagte: „Aber Jakob, was hesch o, d'Lüt luege ja uf di."

Nachmittags war es namentlich die Mutter Knuchel, welche ihre herzliche Freude hatte an dem malerischen und lieblichen Umzug der Kinder und sie ließ es sich nicht nehmen, ihnen auf den Festplatz nachzugehen und dort die Spiele und Turnübungen zu verfolgen.

Abends ging Jakob mit den Seinen in die Festhütte, er wollte noch ein wenig Musik hören und eine gute Flasche trinken. Nach einem solchen Tag gehe man nicht trocken heim, man müsse sich so lange als möglich in der gehobenen, patriotischen Stimmung zu erhalten suchen, die Erinnerung sei dann um so schöner und nachhaltiger. Die elektrischen Lampen kamen ihm zwar etwas verdächtig vor, aber er dachte, er wolle es noch einmal probiren und schauen, ob der Doktor Recht gehabt habe.

Gewaltig wogte es in den beiden Festhütten hin und her. Nun war man nicht mehr von banger Erwartung gequält, wie das Festspiel ausfallen werde; man konnte sich ganz der Freude hingeben, eine vollkommene Leistung hinter sich zu haben. In fröhlichem Uebermuth strahlten die Gesichter, an den Tischen wurde allerlei munterer Schabernack getrieben und die Festwirthschaft wurde förmlich belagert von der durstigen und kriegerisch gestimmten Menge. Umsonst stellte sich ein Komitemitglied auf einen Tisch und mahnte zur Geduld, es komme jeder zu seiner Sache. Als er sah, daß alles Zureden nichts fruchten wollte, rief er ganz verzweifelt aus, wenn das so zufahren sollte, so wäre es ihm bald lieber, Bern wäre nie gegründet worden.

Die verschiedenen Vereine hatten ihre Nummern wieder gefunden, und die Studenten spielten: „Wie gefällt dir deine Nachbarschaft." Dies betraf nämlich die liebenswürdigen Festchoristinnen mit ihren kecken Hütchen und die Sandwichsfräulein, welche die Tische der bunten Mützen schmückten.

Auch heute hatten die Studenten keine Zeit, sich um ihre weitere Nachbarschaft zu kümmern; sie waren in erster Linie die galanten Cavalieri, wogegen der grimmige Vereinstiger in den Hintergrund treten und seine Krallen einziehen mußte. Zudem ruhten die Studenten auf den im Festspiel erworbenen Lorbeeren aus für ihren mit ächt studentischer Originalität aufgefaßten und im Rhythmus akademischer Freiheit vorgetragenen Cantus.